

Mit verschränkten Armen beobachtete Dharana die Rückkehr der Pferde. Nachdem die erbarmungslose Kälte gewichen war, hatten die Kriegerinnen darauf bestanden, die Pferde zurückzuholen. Einige Stammesfrauen waren zum Dorf der Männer geritten, um diese Aufgabe zu erfüllen. Dutzende abgemagerter Rosse befanden sich in ihrem Geleit.

„Eine Schande“, rief Kaletzka aus, die neben Dharana stand und zusah. „Wir hätten die Tiere nie weggeben dürfen. Seht, sie sind halb verhungert.“

Dharana mochte Kaletzka nicht. Ihre Stammesgefährtin war nicht besonders klug, und stets suchte sie Streit. Dharana hatte nicht vergessen, dass Kaletzka am lautesten gegen Laurins Ankunft im Lager gewettert hatte – damals, als ihr Bruder so unverhofft aufgetaucht war. Wieder wurde Dharana von einer Woge von Traurigkeit eingeholt, wie stets in den letzten Tagen, wenn sie an Laurin dachte. Sie hoffte wirklich, ihn noch einmal zu sehen. Doch im tiefsten Innern wusste sie, dass sie ihn niemals wiedertreffen würde. Diese Ahnung, die beinahe zur Gewissheit geworden war, schnürte ihr die Kehle zu.

„Kaletzka!“ erwiderte Dharana empört, um die Gedanken zu verdrängen. „Auch die Männer können keine Wundertaten vollbringen! Der Boden war gefroren! Wie soll da jemand Nahrung für die Pferde beschaffen?“

Kaletzka kniff die Augen zusammen. „Daranezka, die Fürsprecherin der Männer! Wen wundert es, du hast ja sogar einen Mann im Lager! Eine Schande für unseren Stamm!“

Während die Frauen anderer Stämme vor Ehrerbietung kaum noch wagten, Dharana anzusprechen, legte Kaletzka keinerlei Zurückhaltung an den Tag. Doch gerade bei ihr hätte Dharana gerne auf Wortwechsel verzichtet.

„Es ist nicht verboten, einen Mann im Lager zu haben“, sagte Dharana.

„Ein Mann dient der Vermehrung!“ entgegnete Kaletzka. „Du hältst dir einen Mann, damit er auf deine Tochter aufpasst! Soll unsere Weltenkriegerin weich werden, soll sie später Gedichte sprechen und Blumen pflücken? All so was geschieht, wenn man einem Mann die Erziehung überlässt!“

Das ist genau das, was ich will! dachte Dharana, doch sie antwortete: „Ich überlasse ihm keineswegs die Erziehung! Und jetzt lass mich in Ruhe! Nur die *Mutschka* kann mir vorschreiben, wie ich zu leben habe, aber nicht du!“

Kaletzka spuckte wütend aus und entfernte sich, was Dharana erleichtert zur Kenntnis nahm. Sie hatte das Kind in der Obhut von Cardhen und Wlad gelassen, um etwas Erholung von Geschrei, Stillen und Windelwechseln zu finden. Nur im Freien konnte man auf diese Ruhe hoffen, doch oft kam es vor, dass sie auch dort die ersehnte Stille nicht fand.

Erst am Vortag waren Frauen auf sie zugestürzt, um sie zu fragen, ob sie einen Namen gefunden habe. Tatsächlich hatte Dharana dem Kind fünf Tage nach der Geburt noch immer keinen Namen gegeben. Die Kriegerinnen hatten ihr dafür eine Reihe grotesker Namen vorgeschlagen: *Städtezerstörerin*, *Länderverwüsterin* oder *Völkervernichterin*. Dharana hatte sich geschüttelt und geantwortet, dass sie überlege, das Mädchen Mariana zu nennen – „zum Gedenken an meine Schwester, die von den Haronen getötet worden ist.“

Sie hatte das aus Trotz gesagt, um die Frauen zu schockieren, und das war ihr gelungen. Doch am Abend hatte sie diesen Einfall Cardhen mitgeteilt, die sogleich zugestimmt hatte. Mariana war ein miramienischer Name, denn Renato und seine Frau Dharana (die Ältere) hatten beschlossen, ihren Kindern abwechselnd dharmesische und miramienische Namen zu geben. So waren nacheinander Dharana, Mariana, Cardhen und Laurin benannt worden.

Wieder hatte sie an Laurin denken müssen. Dharana hatte nicht die geringste Ahnung, warum ihr Bruder immer wieder in ihren Sinn kam. Seit der Geburt träumte sie jede Nacht von ihm. In der ersten Nacht hatte sie Laurin mit durchschnittener Kehle gesehen, laut um Hilfe rufend. Sie war zitternd erwacht und hatte den Traum nicht weiter ernst genommen, denn mit aufgeschlitzter Kehle konnte niemand schreien. Doch die Träume hatten sich gehäuft. In der folgenden Nacht hatte sie Baldhur gesehen, der sich über den sterbenden Laurin gebeugt hatte; in der dritten Nacht dann Havar, ihren Peiniger und Vergewaltiger, mit Laurin in seiner Gewalt; und auch in den folgenden Nächten schreckliche Bilder.

Sie hatte mit Wlad über die Träume geredet, nicht aber mit Cardhen. Ihr Liebhaber hatte ihr geraten, sich keine Gedanken zu machen – doch dabei hatte er die Stirn in tiefe Sorgenfalten gelegt. Mittlerweile war Dharana zu der Überzeugung gelangt, dass Laurin tot sein musste. Was sonst hatten die Träume zu bedeuten?

Ihre eigenartigen Träume von der riesenhaften Schildkröte hatten mit der Geburt vorläufig ein Ende gefunden. Doch diese neuen nächtlichen Bilder waren ihr noch unangenehm.

Unter den eintreffenden Tieren erkannte sie ihr eigenes Pferd. Sie sehnte sich danach, wieder reiten zu können. Am liebsten würde sie gleich auf den Rücken des Tieres springen und davonpreschen.

Die Pferdehüterinnen hatten ihre Plätze eingenommen und begannen, sich um die zurückgekehrten Rosse zu kümmern. Cardhen war nicht mehr dabei. Dharana hatte erklärt, dass ihre Schwester fortan für ihr Kind sorgen müsste und daher für den Pferdedienst nicht mehr zur Verfügung stünde. Die *Mutschka* war verärgert gewesen, hatte aber nicht widersprochen.

Dharana ging auf ihr Pferd zu und berührte sein Fell. Das Tier erkannte sie wieder und drückte schnaubend seinen Hals an sie. Noch immer mochte Dharana das Kriegerinnen- und Reiterleben. Doch sie fühlte sich dem Stamm längst nicht mehr so uneingeschränkt verbunden wie noch vor einigen Monaten. Zu viel war geschehen, und der Fanatismus, mit dem die Stammesfrauen ihre Positionen durchsetzen wollten, verärgerte sie mit jedem Tag mehr.

Kurz überlegte sie, ob sie es wagen sollte, sich auf das Pferd zu schwingen. Doch ihre Vernunft behielt die Oberhand. So wandte sie sich von der Herde ab und ging zurück zu den Zelten.

Die Frauen der anderen Stämme hatten nach der Geburt das Lager verlassen und waren ihre eigenen Wege gegangen. Dharana hatte darauf bestanden, und so hatte die *Mutschka* einen entsprechenden Befehl gegeben. Nun waren die Kriegerinnen vom Klan der Einäugigen Bärin wieder unter sich – ausgenommen Wlad, der noch immer im Lager weilte, wengleich die anderen Frauen es ganz und gar nicht gern sahen.

Leise schlich Dharana am Zelt der *Ratschmaya* vorbei – auf eine Begegnung mit der alten Frau konnte sie gut verzichten. Auf Zehenspitzen passierte sie das Zelt und sah, dass ihre Bemühungen umsonst waren, als die *Ratschmaya* in eben diesem Moment aus dem Eingang trat. Dharana fluchte innerlich, wusste aber, dass es kein Zufall war. Die *Ratschmaya* hatte sie erwartet, denn sie verließ nicht einfach ihr Zelt, ohne dass es einen gewichtigen Grund gab.

„Daranetzka, sei begrüßt!“ sagte die Alte. „Es ist lange her, dass wir miteinander sprachen. Willst du nicht hereinkommen?“

Dharana schüttelte den Kopf. „Nein, wenn du verzeihst, *Ratschmaya*. Ich muss zurück zu meinem Kind, das meiner Fürsorge bedarf.“

„Hmmm“, murmelte die *Ratschmaya*. „Ein gewichtiger Grund, ja, obwohl man meinen sollte, deine Schwester und dein Liebhaber sollten ausreichen, für die Weltenkriegerin zu sorgen.“

„Ihr Name ist Mariana!“ fuhr Dharana auf. „Ich will nicht, dass sie so genannt wird. Und was Wlad betrifft...“

„Still, Kind!“ unterbrach die Alte sie. „Wäre dieser Mann nicht der Bruder der *Mutschka*, hätte ich ihn längst aus dem Dorf jagen lassen! Es ist würdelos, was du tust, aber du bist eine Fremde, und das mag der Grund für all das sein!“

Dharana nickte. Noch vor wenigen Wochen wäre sie beleidigt gewesen, als Fremde bezeichnet zu werden. Inzwischen begann sie wieder Stolz auf ihre Herkunft aus den Trockenen Landen zu empfinden. „Ich lasse mir nicht länger vorschreiben, was gut für mich ist! Ich lebe nun mein Leben, und ich schätze, dass ihr es mir nicht verbieten könnt!“

Überrascht über ihren Mut fürchtete Dharana für einen Augenblick, die *Ratschmaya* könnte nun die Kriegerinnen rufen und Dharana bestrafen lassen. Doch die alte Frau blieb ruhig und gelassen. „Mariana soll das Kind heißen, ja? Marjanetzka, das ist ein guter Name. Denn auch die größte aller Kriegerinnen braucht einen gewöhnlichen Namen, da stimme ich dir zu. Doch ich habe dich durchschaut, Daranetzka! Du willst dich der Prophezeiung entgegenstemmen. Du willst dafür sorgen, dass aus dem Kind keine Kriegerin wird; dass sie unter der Fürsorge deiner nichtsnutzigen Schwester und deines Liebhabers ein braves Mädchen wie die Frauen aus deinem Land wird. Deine Mühen sind vergebens, Daranetzka. Der Wille der Geister lässt sich nicht beugen!“

„Ich glaube nicht an die Geister!“ erwiderte Dharana trotzig.

„Es ist genug, Daranetzka!“ rief die *Ratschmaya* und hob drohend ihren Stock. „Kleinen Kindern lässt man manches durchgehen, doch du bist eine erwachsene Kriegerin. Willst du eine Pferdehüterin werden? Du bist zu Höherem geboren! Dieses Kind ist ein Günstling der Geister, und unter seiner Führung werden die Kriegerinnen ausreiten und dafür sorgen, dass kein Stein auf dem anderen bleibt. So wird es geschehen!“

„Ich habe es vernommen“, entgegnete Dharana. „Darf ich jetzt gehen?“

„Du darfst! Aber hüte dich, Daranetzka! Nur, weil du die Mutter der Weltenkriegerin bist, bedeutet das nicht, dass du unsere Regeln brechen darfst! Auch du bist nicht unantastbar!“

„Lass mich in Ruhe! Ich habe ein Recht, wütend zu sein! Du hast meinen Bruder Laurin getötet!“

Sie schrie diesen Vorwurf aus einer Laune heraus, ohne nachzudenken. Im nächsten Augenblick schämte sie sich, denn sicher hatte sie Unsinn gesagt. Doch die *Ratschmaya* reagierte zwar überrascht, aber nicht entrüstet.

„Er hat sich selbst getötet, als er gegen meinen Rat die Grenzen des Landes überschritt!“

„Nein, das ist nicht wahr!“ versetzte Dharana. „Wlad hat mir erzählt, dass sein Vater außerhalb des Roten Landes geweltet hat! Manche Kriegerinnen sind schon auf der anderen Seite des Roten Flusses gewesen. Dein Gerede, dass die Geister nur auf dieser Seite des Flusses Schutz bieten, kann nicht stimmen!“

„Dein Bruder war so gut wie tot, als er hier ankam!“ rief die *Ratschmaya* zornig aus. „Ich habe ihm das Leben zurückgegeben, aber für mehr als einen kurzen Zeitraum habe ich es nicht vermocht! Und noch einmal: Wäre er geblieben, dann hätte er überlebt! Wir hätten einen anderen Beschützer für ihn gefunden als den mächtigen Geist, der nun an der Seite deiner Tochter steht!“

Dharana schüttelte traurig den Kopf. „Heißt das, mein Bruder ist wirklich tot?“

Die *Ratschmaya* erwiderte ihren Blick. „Die Geister haben ihre Wahl getroffen.“

Ohne etwas zu entgegnen, ließ Dharana die alte Frau stehen und eilte auf ihr Zelt zu.

Sie riss den Zeltingang so barsch zur Seite, dass der Säugling erschrak und zu brüllen begann. Auch Cardhen und Wlad blickten überrascht auf und bemerkten, dass Dharana gereizt war.

„Was ist?“ fragte Wlad. „Du siehst nicht eben erholt aus.“

Ohne eine Antwort zu geben, nahm sie Cardhen das schreiende Kind aus den Händen und machte eine Brust frei. Als sie den Säugling trinken ließ, hatte er sich bereits wieder beruhigt.

Dharana konnte keine Liebe für das Kind aufbringen, so sehr sie es auch versuchte. Sie wollte das kleine Mädchen gern haben, nicht weil die *Ratschmaya* es so wollte, sondern weil Wlad und Cardhen das Kind mochten. Dharana war froh, das Gewicht des schwangeren Bauches los zu sein, doch das war die einzige Freude, die sie mit dem Kind verband.

„Was haltet ihr davon fortzugehen?“ fragte Dharana unvermittelt. „Den Stamm zu verlassen?“

Während Cardhens Augen leuchteten, zeigte Wlads Miene vollkommenes Unverständnis. „Den Stamm verlassen? Aber wieso denn?“

„Sie werden dich nicht hier bleiben lassen, Wlad“, erklärte Dharana. „Sie wollen sich zwischen uns stellen!“

„Aber das können sie nicht! Du bist die Mutter ihrer lang erwarteten Weltenkriegerin. Entschuldige, aber das glauben sie nun einmal! Wenn du etwas sagst, dann ist es Gesetz!“

„Nein, so ist es nicht! Für die Frauen der anderen Stämme mag es gelten. Aber die Kriegerinnen hier behandeln mich wie immer. Die *Ratschmaya* hat mir eben sogar gedroht!“

Wlad blickte betroffen. „Dann sollte ich vielleicht besser gehen. Ich will nicht, dass dir meinetwegen ein Unheil widerfährt.“

„Es wäre ein Unheil, wenn du gingest!“ versetzte Dharana gereizt.
„Dharana hat Recht“, mischte sich nun Cardhen ein. Seit Monaten hatte sie darauf gedrängt, den Stamm zu verlassen, und nun schienen ihre Bitten endlich Gehör gefunden zu haben. „Wir sollten gehen! Auf der anderen Seite des Flusses leben edle Menschen, die uns bestimmt willkommen heißen werden.“
„Auf der anderen Seite herrscht Krieg!“ erklärte Dharana und verdrehte die Augen. „Das haben wir dir schon hundertmal erklärt, Cardhen!“
Ihre Schwester spitzte schmolgend die Lippen. „Hast du gesagt, wir sollten hier weg, oder war ich es?“
„Ich habe es gesagt!“ bestätigte Dharana. „Aber ich habe nicht vorgeschlagen, nach Miramia zu gehen und Fürst Bartolomeo um Aufnahme zu bitten. Da können wir uns auch gleich einem Krokodil zum Fraß vorwerfen! Nein, in die Berge sollten wir gehen!“
„Auf keinen Fall gehe ich dorthin zurück!“ rief Cardhen entsetzt aus.
„Aber wir waren schon einmal dort, und wir haben es überlebt! Wochenlang sind wir umhergewandert, und damals wusste ich noch nicht so viel vom Jagen und Feuermachen wie heute! Und die Kriegerinnen fürchteten die Berge! Sie reiten nie weiter als bis zum Fuß des Gebirges!“
„Verlass dich nicht zu sehr darauf!“ mahnte Wlad. „Sie tun es nicht, weil es dort nichts gibt, was ihnen nützt. Aber wenn du fliehst, werden sie alles unternehmen, um deiner und des Säuglings habhaft zu werden. Sie werden nie zulassen, dass ihnen ihre Weltenkriegerin genommen wird, und wenn sie jahrelang die Berge nach dir durchkämmen müssen!“
„Sollen sie versuchen, uns zu bekommen!“ sagte Dharana trotzig.
Wlad erhob sich und schüttelte den Kopf. „Nein, das geht nicht, Daranetzka! Dein Plan ist kühn, aber nicht durchdacht! Wir haben keine Zuflucht, solange deine Sippe von den Herrschenden verfolgt wird! Und sollen wir uns durch die Berge schlagen, bis wir Greise sind?“
„Was hast du vor?“ fragte Dharana.
„Mit meiner Schwester reden! Sie ist verständig und nicht so starsinnig wie die anderen Kriegerinnen! Ich glaube, ich habe einen besseren Einfall!“
Ohne weitere Erklärungen ging er, während Cardhen traurig zu Boden sah.

2

Tagelang hatte Susanna geweint. Nun stand sie auf den Mauern der Waldschanze und wagte erstmals einen Blick. Noch immer erfüllte das Donnern des Flusses das Land. Hätte jemand von der anderen Seite etwas herüberrufen wollen, wären seine Bemühungen vergebens gewesen, und hätte er die lauteste Stimme aller Menschen gehabt.
Der Wald war zurückgewichen. Um ein Lager zu errichten, hatten die Haronen alle Bäume zwischen dem Flussufer und dem Kloster gefällt. Das Kloster selbst hatten sie niedergebrannt, obwohl die Mönche ihnen nichts getan hatten. So waren die Mönche im Inneren der Burg geblieben, denn niemand wusste, ob sie ein Verlassen der sicheren Mauern überleben würden.
Die schwarzen Zelte der Haronen säumten die frei gewordene Fläche. An den Rand des Lagers gedrängt standen die bunten Zelte der Miramiener um den Ritter Oscar. Während der Schlacht hatte niemand die Miramiener gesehen, und viele vermuteten, dass sie sich gar nicht beteiligt hatten.
Über dem Lager wehte die Flagge mit dem zähnefletschenden Wolf der Haronen. Dagegen waren keine Fahnen von Miramia oder Zadar zu sehen. Das große Zelt in der Mitte des Lagers zog die meiste Aufmerksamkeit auf sich. In diesem, so hatte man Susanna berichtet, wurde Havar gepflegt. Seit er hineingebracht worden war, hatte ihn niemand mehr gesehen.
Susanna erschrak, als neben ihr ein Riese auftauchte. Sie fuhr herum und erkannte erleichtert Vohyr, den hünenhaften Feldherrn. Auch auf seiner Rüstung war der zähnefletschende Wolf abgebildet, verwirrenderweise das gleiche Abzeichen, das der Feind benutzte. Doch sie vertraute Vohyr, vor dem die meisten ihrer Gefährten trotz allem noch immer Angst hatten.
„Bist du noch traurig, Susanna?“ fragte Vohyr.
Starr blickte das Mädchen auf das Lager. „Ja! Alberto war der beste Freund, den ich hatte. Und Bumar und Laurin und Bard waren auch Freunde. Und sogar Aemilio. Es ist furchtbar, dass sie jetzt alle tot sind.“
Behutsam legte der Harone einen Arm um ihre Schultern. „Ich habe deinen Wunsch erfüllen wollen, deine Freunde zu retten. Aber wir sind zu spät gekommen.“
„Ihr habt keine Schuld“, entgegnete Susanna. „Schuld hat nur dieser Basilio! Er hat meine Freunde in den Tod geschickt.“
„Wenn es dich tröstet: Auch Basilio wird an seinen Wunden sterben. In ein oder zwei Tagen wird er den Tod gefunden haben.“
Stumm schüttelte sie den Kopf, aber sie weinte nicht mehr. Nach all den Tagen schienen keine Tränen mehr übrig zu sein. „Das tröstet mich nicht.“
Von der anderen Seite blickten manche der Haronen auf. Sie hatten den Feldherrn, dem sie einst Gehorsam geschworen hatten, auf den Mauern erblickt. Die Stunde ihres großen Sieges war für die Haronen nicht ungetrübt, denn ihr oberster Feldherr war mit einer schweren Verletzung aus der Schlacht zurückgekehrt, und sein Vertreter hatte sich als Verräter erwiesen.
„Immerhin hat Havar etwas abbekommen“, sagte Susanna befriedigt. „Was glaubt Ihr, wird er an der Wunde sterben?“

Vohyr zuckte die Achseln. „Nicht an der Wunde, es sei denn, sie entzündet sich. Doch nach unseren Gesetzen müsste Havar eigentlich sterben.“

„Warum?“ fragte Susanna verständnislos.

Zusammen gingen sie den Wehrgang entlang zu den Treppen. Die Unterhaltung war im Innern der Burg einfacher als oben auf den Mauern, wo man schreien musste, um das Tosen der Wasserfälle zu übertönen.

„Haronen werden geboren, um Krieger zu sein“, erklärte Vohyr. „Hat einer einen Makel, gleich welcher Art, wird er nach der Geburt getötet. Und wenn ein Krieger so schwer verletzt wird, dass keine Aussicht auf Heilung besteht, muss er sterben.“

Obwohl dies Havars Tod bedeuten konnte, schauderte Susanna. „Ich mag diese Gesetze nicht.“

„Die Haronen sind ein Volk von Kriegern. Wir haben keine Gelehrten, keine Handwerker, keine Bauern und keine Bäcker. All diese Aufgaben werden von Sklaven erfüllt. Ein verletzter Harone hat keinen Sinn mehr. Er ist wertlos.“

„Niemand ist wertlos“, versetzte Susanna empört. „Ich dachte, Ihr seid anders als die übrigen Haronen! Wie könnt Ihr so schlimme Sachen sagen?“

Vohyr setzte sich auf die unterste der Stufen und sah Susanna in die Augen. „Du siehst in mir etwas, was ich nicht bin, Susanna. Ich trage die Rüstung eines Feldherrn, weil ich durch alle vierzehn Prüfungen gegangen bin. Und doch wünsche ich mir jetzt manchmal, dass spätere Generationen einmal anders sind als ich, dass sie Freundschaft und Zuneigung kennen. Denn all das ist mir ausgetrieben worden, als ich ein kleiner Junge war.“

Susanna wandte sich nicht von ihm ab, sondern empfand Mitleid. „Das muss alles furchtbar sein. Aber Ihr habt uns geholfen! Ich glaube, dass Ihr ein guter Mensch seid!“

Der Harone lachte. „Nein, ich bin kein guter Mensch. Glaub mir, Susanna, mir sind Mitleid und Erbarmen ebenso fremd wie dir die Boshaftigkeit. Meine Lehrer haben ganze Arbeit geleistet.“

Betroffen blickte Susanna ihn an und sagte nichts mehr.

„Unserer Gesetze wegen muss Havar sterben“, fuhr Vohyr fort. „Aber ich fürchte, er wird es nicht tun. Er hat in den vergangenen Jahren von Tausenden seiner Männer verlangt, dass sie in den Tod gehen, aber er selbst wird sich nicht an das Gesetz halten. Und niemand wird es wagen, auf dem Gesetz zu bestehen. Nicht bei Havar!“

Ein Grinsen formte sich auf seinen Lippen. „Götter, wie muss er diesen Baldhur hassen! Ein sechzehnjähriger Knabe macht den Obersten der Feldherren zum Krüppel! Das ist eine Geschichte, die Havar zu gern ungeschehen machen würde! Wo ist Baldhur denn eigentlich? Ich habe ihn seit Tagen nicht gesehen?“

„Er ist bei Laurin!“ erklärte Susanna traurig. „Immerzu steht er an seiner Seite und hält die Totenwache. Er ist nicht davon abzubringen.“

Vohyr nickte stumm. „Ich verstehe.“

Die große Halle war auch nach der Schlacht Basilio vorbehalten. Doch jetzt saß er nicht mehr auf seinem Thron, sondern lag auf einem Krankenbett, wo er sich einmal vor Schmerzen wand und dann wieder in gnädiger Ohnmacht dahindämmerte. Nun war erstmals Soren gekommen, in Begleitung seines Halbbruders Ricardo. Zu beiden Seiten des Sterbenden nahmen sie Platz.

Basilio war wach und bei Verstand. Seine Wunden waren verbunden, doch es bestand keine Aussicht auf Heilung, denn sie waren zu tief. Sein Traum, den Thron in Zadar zurückzuerobern, war Geschichte, und bald würde auch Basilio selbst der Vergangenheit angehören.

„Gibt es Neuigkeiten?“ stöhnte Basilio.

„Keine Neuigkeiten“, versetzte Soren und gab sich alle Mühe, kalt und ungerührt zu klingen. „Morgen soll dein Enkel Laurin beigesetzt werden. Deine Familie wird kleiner und kleiner.“

Ricardo machte eine verärgerte Handbewegung, um seinem Halbbruder Einhalt zu gebieten, sein Vater aber sah voller Schmerz zur Decke. „So viele Tote!“ klagte er. „Was ist mit Bumar, mit Alberto, Bard und Virgilio? Konnten ihre Leichen geborgen werden?“

„Nein“, erklärte Ricardo. „Laurin ist der einzige, der in die Burg gebracht werden konnte. Die anderen blieben auf dem Schlachtfeld zurück.“

Betroffen schloss Basilio die Augen. „Ach, wie schwer wiegen meine Sünden! Glaub mir, ich wollte für alle nur das Beste! Nie wollte ich, dass es dazu kommt!“

Wütend schüttelte Soren den Kopf. „Es ist nun keine Zeit für Selbstmitleid! Wolltest du auch das Beste für Alessandro, als du ihn in den Kerker geschickt hast, wo er stöhnend und jammernd neben mir starb, während ich hilflos in meinen Ketten zusehen musste? Nein, lass uns in Frieden, du hast uns sehend in das Verderben geführt!“

Wieder schien Ricardo das Gesagte nicht gutzuheißen, aber in Soren brannte die Wut viel zu heftig, als dass er sie noch zurückhalten wollte. Basilio sah ihn an. „Und doch hast du mich gerettet.“

„Ja“, bestätigte Soren. „Vielleicht war das ein Fehler!“

Basilio bat um Wasser, und Soren gab ihm einen Becher, an dem sich Basilio beinahe verschluckte.

„Nun hört noch meinen letzten Willen“, gab Basilio dann kund. „Ich werde sterben, doch mit euch hinterlasse ich zwei Söhne. Ihr sollt die Männer nun gemeinsam führen, sie zusammenhalten und ihnen Mut machen. Ich bitte euch, meine Nachfolger zu sein.“

Soren lachte bitter. „Nein, so wird es nicht sein. Ich weiß nicht, wer die Männer jetzt führen wird, aber wir werden es bestimmt nicht sein. Es wird nie mehr einen Hochkönig aus dem Hause Farinello geben. Deine Familie ist ausgelöscht und ohne Macht.“

Unerwartet streckte Basilio seine Hand aus und packte das Handgelenk seines Sohnes. „Soren!“ keuchte er. „Bist du überzeugt, dass Vohyr ein rechtschaffener Mann ist?“

„Wir beide“, entgegnete Soren und legte seine zynische Attitüde ab, „sind Männer im Dienste der Hochkönigin, die eine Geisel Havars ist und sich nichts sehnlicher wünscht als den Sturz des obersten Feldherrn.“

Basilio seufzte. „Ich verstehe die Welt nicht mehr, aber es ist gleich. Meine Zeit ist gekommen. Und wenn mein letzter Wille nicht auszuführen ist, so gebt mir die Gelegenheit, einen weiteren zu äußern.“

Er winkte seine Söhne zu sich, und sie beugten sich über ihn, damit er ihnen ins Ohr flüstern konnte, was er entschieden hatte.

Nach der Rückkehr in die Waldschanze hatte sich niemand daran gestört, dass Vohyr und die Raben befreit worden waren. Jeder, der es hierher geschafft hatte – und das waren nur wenige – war froh, am Leben zu sein. Das Massaker hatte die Besiegten völlig verstört. Basilios Name wurde nicht mehr ehrenvoll geführt. Manche trugen ihm das Geschehene so sehr nach, dass Vohyr es für nötig befunden hatte, zwei seiner Haronen vor Basilios Lager als Wachen aufzustellen.

Noch am Abend der Schlacht hatte es einen Vorfall gegeben, als Lucio in die Burg zurückgekehrt war. Er war der treueste Anhänger Basilios gewesen, hatte jeden seiner Befehle mit besonderem Eifer ausgeführt und war beizeiten noch weiter gegangen, wenn es darum ging, die Gefangenschaft der Raben zu erschweren. Soren war sogleich auf ihn zugestürzt und hatte ihn gepackt, um die offene Rechnung zu begleichen. Vohyr aber war schlichtend dazwischen gegangen.

„Wir vergessen, was war“, hatte der Feldherr verfügt, „und wir schließen Frieden.“

„Aber Vohyr!“ hatte Soren ausgerufen. „Dieser Kerl war es, der für alles verantwortlich war, was uns in Gefangenschaft widerfuhr. Er hat deine Ketten verkürzt und dafür gesorgt, dass wir kaum etwas zu essen bekamen. Mag sein, dass er gar für Alessandros Tod verantwortlich ist.“

„Rede keinen Unsinn!“ hatte Vohyr entgegnet. „Dein Vater ist dafür verantwortlich, und nicht jene, die er verführt hat! Jetzt lass diesen Mann in Frieden und geh dich ausruhen!“

Mit einem letzten durchbohrenden Blick hatte Soren den Farnländer bedacht. Lucio aber war so erschöpft gewesen, dass er alles wehrlos über sich hatte ergehen lassen. Auch er schien Basilio keine Träne nachzuweinen und arrangierte sich mit der Führerschaft des haronischen Feldherrn.

Viele Tote hatte es gegeben, tatsächlich aber war Laurin der einzige gewesen, dessen Leichnam in die Burg gebracht werden konnte. Man hatte ihn in einer der Baracken auf einen zur Bahre umfunktionierten Tisch gelegt. Zwei Männer hielten stets an seiner Seite Wache, und abgesehen von kurzen Pausen war Baldhur stets einer von diesen gewesen. Viele Trauernde kamen, um Laurin zu ehren, stellvertretend für die vielen Toten, die nicht geborgen werden konnten. Wohl jeder auf der Waldschanze war inzwischen an Laurins Totenlager gewesen, so gut wie niemand aber an Basilios Sterbebett.

Fünf Tage nach der Schlacht hatte Baldhur noch immer kaum geschlafen. Auch hatte er nur am Rande mitbekommen, dass sich die Geschichte von seinem Kampf gegen Havar wie ein Lauffeuer verbreitet hatte. Nicht über die großen Ritter des Farnlands wurde geredet, nein, Baldhur, noch vor kurzem ein dharmesischer Junge, den kaum jemand kannte, galt plötzlich als ein Held, der in todesmutigem Zweikampf den hünenhaften Feldherrn der Haronen bezwungen hatte. Wann immer er die Totenwache verließ, um etwas zu essen oder zu schlafen, tuschelten die Männer und sahen ihn voller Bewunderung an.

Die ohnehin spärlich beleuchtete Baracke wurde noch einmal düsterer, als sich ein Mann in den Türrahmen stellte. Baldhur erkannte Vohyr, den haronischen Feldherrn, der ihm nicht nur das Leben gerettet, sondern ihn wahrscheinlich auch vor unvorstellbarer Folter und Qual bewahrt hatte. Von keinem anderen ließ sich Baldhur von der Totenwache abbringen, aber vor Vohyr verbeugte er sich.

„Verneige dich nicht vor mir“, mahnte Vohyr. „Du bist derjenige, der hier als Held gilt, nicht ich.“

„Ich hatte nur Glück“, entgegnete Baldhur verlegen. „Sonst hätte ich niemals Havar besiegen können!“

Der Feldherr klopfte ihm so hart auf die Schulter, dass Baldhur fast zu Fall kam. „Sicher weiß ich, dass Havar stärker ist als ein Knabe. Aber mehr als nur Glück gehörte dazu, nämlich Witz und Geschick. Du hast eine große Tat vollbracht, Junge!“

Baldhur wurde feuerrot, so dass sein Gesicht fast die Farbe seiner Haare annahm. „Ich weiß nicht, ob ich mich schon genügend bedankt habe. Ohne Euch wäre ich nun tot.“

Oder du würdest dir wünschen, es zu sein, dachte Vohyr, sprach es aber nicht aus. „Ich erwarte keinen Dank. Ich weiß um deinen Verlust und sehe, dass die Trauer wichtiger ist. Aber nun muss ich dich bitten, ins Freie zu kommen. Wir brauchen dich!“

„Hat das nicht Zeit bis morgen?“ fragte Baldhur. „Ich möchte gerne bei Laurin bleiben, bis er beigesetzt wird.“

„Du kannst später zu deinem Freund zurückkehren. Aber wir müssen jetzt handeln, weil es sonst zu spät ist.“

„Warum?“

„Weil Basilio dann tot sein wird!“

Zunächst hatte Basilio darauf bestanden, auf den Burghof gebracht zu werden, um sein Vorhaben dort durchzuführen. Doch nachdem er sich aufgesetzt hatte, war er vor Schmerzen beinahe ohnmächtig geworden, bevor er überhaupt seine Beine auf den Boden gesetzt hatte. Betrübt hatte er eingesehen, dass ihm jeder Rest von Würde genommen war und dass er das Bett nicht mehr verlassen sollte.

Wenige Zuschauer waren gekommen, und diese waren nicht Basilios wegen hier. Mugrat war von Soren geholt worden, und eben jetzt brachte Vohyr den jungen Baldhur. Es war das erste Mal, dass Basilio dem Feldherrn in die Augen sah, doch keiner grüßte den anderen.

Weder Baldhur noch Mugrat hatten eine Ahnung, was nun geschehen sollte. Sie waren zwei einsame Knappen, die ihre Herren verloren hatten. Jeder hatte sich allein der Trauer hingegeben, statt dem anderen beizustehen.

„Mein Schwert“, keuchte Basilio. „Gebt mir mein Schwert!“

„Willst du wirklich das Schwert führen?“ fragte Soren, der neben seinem Vater stand. „Ein anderer kann das für dich tun!“

„Es soll die letzte Aufgabe in meinem Leben sein!“ beharrte Basilio. Sein Gesicht war schweißüberströmt, so viel Anstrengung bereitete ihm allein das Sprechen. „Ich will es!“

So legte Soren das Schwert neben den Kranken. Dann nahm er die Finger seines Vaters und gab den Knauf hinein.

„Mugrat!“ rief Soren dann. „Tritt näher und knie nieder!“

Vollkommen überrascht tat der Ardistaner zwei Schritte vorwärts und ließ sich auf ein Knie nieder.

„Wer spricht für diesen Knappen?“ murmelte Basilio erschöpft.

„Ich!“ entgegnete Soren.

„Hat er sich verdient gemacht?“

„Ja! Mit eigenen Augen sah ich, wie er sein Leben einsetzte, um das Eure zu retten! Ohne Hoffnung für sich selbst stellte er sich dem Feind in den Weg.“

Die Klinge legte sich auf Mugrats rechte Schulter. Zwar umschlossen Basilios Finger den Knauf, doch Soren führte sie, denn sonst hätte es für Mugrat gefährlich werden können.

„Ich schlage dich zum Ritter meines Hauses“, keuchte Basilio, während das Schwert über den Kopf auf Mugrats linke Schulter wanderte. „Erhebt Euch, Ritter Mugrat!“

Steif erhob Mugrat sich, beugte sich noch einmal vor und küsste Basilios Ring. Dann trat er zurück, um den ungewöhnlichsten Augenblick seines Lebens genießen zu können.

„Brauchst du eine Pause?“ fragte Soren seinen schwer atmenden Vater.

„Nein, nein!“ entgegnete Basilio. „Bring ihn her, unseren größten Helden!“

Erst als Vohyr ihn ansah, begriff Baldhur, dass er gemeint war. Etwas kam ihm verkehrt daran vor, Laurins Stelle noch vor seiner Beerdigung einnehmen zu sollen. Doch er konnte jetzt kaum widersprechen. Auch er ließ sich auf ein Knie nieder.

„Wer spricht für diesen Knappen?“ flüsterte Basilio, dass es kaum hörbar war.

Eine Weile antwortete niemand. Dann rief Vohyr mit dröhnender Stimme: „Ich!“

Basilio blickte überrascht auf, bevor er fortfuhr: „Hat er sich verdient gemacht?“

„Ja!“ rief Vohyr. „Er allein besiegte Havar im Zweikampf. Ihm ist es zu verdanken, dass der oberste Feldherr der Haronen nun zeitlebens ein Krüppel sein wird. Das sah ich mit eigenen Augen.“

Wieder war es Soren, der die Hand mit der Klinge führte. Basilio sprach derweil die Worte: „Ich schlage...“ Dann versagte seine Stimme, und er war zu schwach, um weiterzusprechen. Doch Soren sprang für ihn ein: „Wir schlagen dich zum Ritter unseres Hauses! Erhebt Euch, Ritter Baldhur!“

Auch Baldhur küsste den Ring, doch seine Gedanken waren anderswo. Mit einer letzten Verbeugung entfernte er sich vom Sterbebett des einstigen Hochkönigs, der nun Vohyr heranwinkte. Der zögerte zunächst, doch dann trat er näher und beugte sich vor.

„Vohyr“, sprach Basilio, der seine letzten Kräfte wieder gesammelt hatte. „Ich vertraue Euch diese beiden Ritter an! Sie sind...“

Ein Hustenanfall schüttelte ihn, an dessen Ende Blut aus seinem Mundwinkel rann. Hiernach dauerte es lange, ehe er die Kraft zum Weitersprechen fand: „Sie sind gute Männer! Vergebt einem alten Mann seine Torheit! Helft denen, über die ich so viel Unglück gebracht habe!“

Der Harone verbeugte sich, milde gestimmt durch so viel Reue. „Ich werde mein Möglichstes tun, Basilio!“ sagte er.

Befriedigt sank Basilio in seine Kissen zurück. Während Soren und Ricardo bei ihrem Vater blieben, trat Vohyr zu den frisch geschlagenen Rittern.

„Lasst uns hinausgehen“, sagte er. „Lassen wir Basilio seine Ruhe! Ich muss mit euch besprechen, wie es jetzt weitergehen soll.“

„Mit uns?“ fragten Baldhur und Mugrat gleichzeitig.

„Ja, mit euch! Ihr seid heute in die erste Reihe getreten, und von dort gibt es kein Zurück. So lange diese Belagerung noch andauert, werden wir...“

Er wurde unterbrochen, als Soren einen überraschten Ruf ausstieß. Sie blickten sich um und begriffen sogleich, was geschehen war.

Basilios Kopf war zur Seite gekippt, seine Augen friedlich geschlossen, als schlief er. Doch sein schwerer Atem hatte geendet, und seine Brust hob und senkte sich nicht mehr. Nach Tagen des Kampfes mit dem Tod war er denen gefolgt, die während der Schlacht für ihn gestorben waren.

Sprachlos standen Baldhur und Mugrat vor dem Leichnam des Mannes, der sie nur wenige Augenblicke zuvor zu Rittern geschlagen hatte. Basilio, der einst vierzig Jahre lang über die Länder östlich des Scheidegebirges geherrscht hatte, war tot.